

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Weiber-Regiment.

Roman von Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Als Geheimrat Kersten nach Saarkirchen kam, war Dora noch nicht zu sprechen. Sie war noch bei der Toilette. Sie hatte früh einen weiten Ritt gemacht und mußte sich nun umkleiden. Aber Frau Schottelius, die alte, schwaghafte Dame, war da, und Kersten ging mit ihr wieder im Park spazieren.

„Wir haben ihn gar nicht wiedererkannt“, sagte Frau Schottelius plötzlich.

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte Kersten. „Wie sollten Sie denn Spalding wiedererkennen? Sie sehen ihn doch zum ersten Male!“

„Ach, jetzt habe ich mich verschnappt“, sagte Frau Schottelius mit komischem Entsetzen; „Sie dürfen mich nicht verargen, ich verlange Discretion von Ihnen. Aber Dora und ich, wir kennen diesen Herrn Werner Spalding schon seit länger als einem Jahre.“

„Nanu, davon weiß ich ja kein Wort“, bemerkte Kersten.

„Dora will auch jedenfalls nicht, daß Sie davon etwas wissen, und noch einmal: Discretion unter allen Umständen! Wir waren voriges Jahr in Berchtesgaden und lebten in der Ramsau in einem Pensionat sehr zurückgezogen. Da erschien auch Herr Werner Spalding, der, glaube ich, damals gerade von Amerika zurückgekommen war. Wir hatten ihn noch gar nicht persönlich kennen gelernt, als er nach vierundzwanzigstündigem Ausenthalt der Held des Tages wurde. Es war eine Familie aus Wien da, mit einem allerliebsten vierjährigen Mädchen. Das Kind war am Nachmittage plötzlich verschwunden. Die Wärterin war mit dem Kinde spazieren gegangen, war eingeschlafen, was nicht wunder nehmen konnte, denn es war ein sehr schwüler Tag, das Kind hatte sich wohl auf eigene Faust auf dem Weg gemacht und war nicht zu finden. Die Eltern des Kindes und das ganze Pensionat gerieten in große Aufregung. Es war sehr heiß, und voraussichtlich kam ein schweres Gewitter. Für das Kind war das schlimmste zu befürchten. Hunde waren nicht zur Verfügung, mit deren Hilfe man das Kind hätte suchen können. Alles Rufen und Schreien half nichts, das Absuchen der ganzen Umgegend hatte keinen Erfolg. Kurz vor Sonnenuntergang brach ein fürchterliches Gewitter los. Es wurde ganz finster; ein ungeheurer Wolfenbruch goß draußen nieder, und wir waren im Speisesaal des Pensionates versammelt, aufgeregt nicht nur durch das Unwetter da draußen, sondern noch mehr durch den schrecklichen Gedanken an das arme Kind. Die Eltern der Kleinen, besonders die Mutter, gebärdeten sich ganz verzweifelt, alle anwesenden Damen weinten und schluchzten. Ich sage Ihnen, es war eine Situation, wie ich sie noch nie erlebt habe. Da ging plötzlich die Tür auf,

und in ihrem Rahmen stand Werner Spalding, triefend von der Nase des Wolfenbruchs, mit Rot bespritzt von den Füßen bis zur Brust. Seinen Lodenmantel hatte er über Kopf, Brust und Rücken geschlagen. Als er jetzt den Zipfel des Lodenmantels zur Seite schob, sah man das vermiste Kind auf seinem Arme sitzen, schlafend vor Erschöpfung. Der stattliche Mann mit dem hilflosen Kinde gewährte einen geradezu rührenden, packenden, ergreifenden Anblick. Mit einem Jubelschrei stürzte die Mutter auf das verloren geglaubte Kind los; Werner übergab es ihr und machte dann, daß er davonkam, um sich umzukleiden. Wir erfuhren noch am Abend, daß er, selbst vom Gewitter überrascht, eifertig von einem Spaziergang zurückkehrte, als er am Ufer der Ache das Kind schlafend fand. Es war wohl weit herumgelaufen und vor Ermüdung umgesunken und eingeschlafen. Das Kind wäre ohne Spaldings Dazwischenkunft verloren gewesen, denn durch den Wolfenbruch stieg die Ache in gefährlicher Weise. Spalding wollte das Kind in Sicherheit bringen, und nahm es mit sich nach der Pension, obgleich er gar nicht wußte, daß das Kind dorthin gehörte und dort vermist wurde. Ihm schien das, was er getan hatte, natürlich nicht als Heldentat, und es war ihm wohl unangenehm, von den Eltern des Kindes und den anwesenden Damen als Held gefeiert zu werden. Er reiste schon am nächsten Tage ganz plötzlich ab, ohne daß wir mit ihm bekannt geworden wären. Aber er blieb Dora und mir unvergeßlich, wie er da so in der Tür stand, das hilflose Kind auf dem Arm, den triefenden Lodenmantel um sich und das Kind geschlagen. Das war so romantisch, so wirkungsvoll, daß man es gar nicht vergessen kann. Dora hat auch versucht, aus dem Gedächtnis die Szene zu malen, aber es ist ihr nicht gelungen. Wir haben nur den Namen Spaldings erfahren. Deshalb war ja auch Dora, als Sie vorschlugen, Spalding zu engagieren, sofort bereit, Ihren Wunsch zu erfüllen.“

Frau Schottelius wurde abgerufen und bat den Geheimrat, direkt nach dem Salon zu gehen. Hier schritt der Geheimrat, wie es schien, etwas erregt auf und ab, und das, was er von sich in diesem Augenblick dachte, war nicht besonders schmeichelhaft.

„Dieser Werner kennt die Weiber besser als ich. Also durch eine romantische Geschichte. Daß doch die Weiber immer und ewig alles, was ihnen vorkommt, mit dem Gefühl und nicht mit dem Verstande beurteilen! Also Werner Spalding soll engagiert werden, nicht wegen seiner hervorragenden Fähigkeiten, nicht weil er der Mann ist, dem man viele Millionen Wert anvertrauen kann, sondern weil ihn Fräulein Dora Buchwald in einer romantischen Pose gesehen hatte. Das genügt vollständig, um einen solchen Mann zum Generaldirektor zu machen.“

Unmittelbar darauf erschien Dora, bat den Onkel Geheimrat um Verzeihung, wenn sie ihn habe warten lassen, und Geheimrat Kersten hatte sich nicht getäuscht: Dora ging auf alle Bedingungen ein und schien nicht einmal ärgerlich

darüber, daß Spalbing nur auf Probe bleiben wollte. Kersten hatte geglaubt, gerade diese Bedingung würde ihr unangenehm sein.

„Du überlegst dir die Sache vielleicht noch,“ sagte Geheimrat Kersten am Schluß seiner Ausführungen.

„Es bedarf bei mir keiner Ueberlegung mehr,“ erklärte Dora, „ich bin mit den Bedingungen des Herrn Bergassessor einverstanden. Bitte, laß den Vertrag ausfertigen, Onkel Geheimrat; ich werde ihn noch heute unterzeichnen. Und bitte, sage Herrn Spalbing, wenn er noch irgendwelche Wünsche betreffs der Möblierung oder Einrichtung hat, möchte er sie ohne weiteres äußern; es soll alles nach seinem Wunsche eingerichtet werden.“

„Ich glaube nicht, daß er besondere Wünsche hat,“ entgegnete Kersten, „er sagte mir sogar, die Wohnung sei viel zu luxuriös und für einen Junggesellen zu groß. Es würde ihm in den vielen Räumen, die ihm zur Verfügung ständen, ganz unheimlich werden. Er mußte sich in den letzten Jahren, als er in Nordamerika und in Belgien war, räumlich recht sehr einschränken. Er gibt überhaupt nicht viel auf die Neußerlichkeiten der Lebensführung. Er hat ein Ideal, und das ist sein Beruf.“

„Die Wohnung ist auch nicht für einen Junggesellen, sondern für einen verheirateten Direktor eingerichtet worden. Vielleicht heiratet auch Herr Spalbing in nächster Zeit, wenn er sich hier fest gemacht hat.“

Dora sah zu Boden, Kersten beobachtete sie sehr gespannt und mit etnem kaum merkbaren ironischen Lächeln.

„Spalbing denkt schwerlich ans Heiraten,“ sagte er langsam und zögernd. „Natürlich bin ich nicht der Vertraute seiner Gefühle und etwaigen Herzensgeheimnisse; aber ich meine, er hat gar keine Zeit gehabt, sich mit Verlobungs- und Heiratsplänen zu beschäftigen. Er hat in den letzten vier Jahren ein Leben voll Unruhe geführt, und weder in Pittsburg noch in Seraina hat er der Frauenwelt besondere Aufmerksamkeit widmen können.“

Dora riß ihren Blick gewaltsam von der Erde los und schaute dem Geheimrat ins Gesicht. In ihre Wangen war eine auffallende Röte getreten.

„Also es bleibt dabei: du läßt den Vertrag sofort ausfertigen, und er wird heute noch unterzeichnet.“

„Gut, mein Kind. Schicke den Vertrag, nachdem du ihn unterschrieben hast, an mich. Spalbing ist heute bei mir zu Tisch, er kann den Vertrag vollziehen, und morgen übergebe ich ihm die Theresien-Hütte in Gegenwart der gesamten Beamten.“

„Herzlichen Dank, Onkel Geheimrat, für alles, was du auch bei dieser Gelegenheit wieder für mich getan hast. Ich glaube, ich werde dir noch sehr dankbar sein müssen, daß du diese ungewöhnlich tüchtige Kraft für uns hier gewonnen hast. Was sollte ich anfangen, wenn ich dich nicht hätte!“

„Es stimmt,“ sagte sich Kersten unterwegs, „die Rechnung ist richtig! Dora interessiert sich nicht nur für den Bergassessor, sondern nach menschlichem Ermessen ist sie bereits bis über beide Ohren in ihn verliebt, und ihre einzige Angst scheint zu sein, daß sein Herz nicht mehr frei ist, und daß seine Liebe einer anderen gehört. Nun, ich habe nichts dagegen einzuwenden! Ich gönne es Spalbing, daß er sich hier in das warme Nest als Herr und Gebieter hineinsetzt, und ich meine, für Dora ist er eine ebenso gute Partie wie sie für ihn. Die Sache vollzieht sich ganz programmäßig. Wie die Dinge jetzt liegen, wird über Jahr und Tag Spalbing der Gatte Doras und der Leiter seiner eigenen Werke sein. Das ist gut. Ich bin wirklich nicht mehr kräftig genug, um neben meinen eigenen Sachen auch die Generaldirektion der Buchwaldschen Werke zu führen. Ich wünschte, ich könnte mich überhaupt zur Ruhe setzen. Aber das hat man davon: die Kinder gehen ihre eigenen Wege und lassen den Vater allein arbeiten. Ueberhaupt wird es immer einfacher um mich. Meine Frau tot, meine einzige Tochter verheiratet an einen Gesandtschaftsattaché in Tokio und mein einziger Sohn Offizier bei der Schutztruppe in Afrika. Ich hoffe, Werner Spalbing ersetzt mir wenigstens den Sohn einigermaßen. Wer hätte das doch gedacht, daß Dora ein so lebhaftes Interesse für einen Mann hat! Ich traute es ihr bisher nicht zu, ich hielt sie für ein wenig zimperlich und altjungferlich. Aber sie hat ein Recht auf ehrliches warmes Empfinden. Sie ist ein Weib und soll ein Weib bleiben.“

Am nächsten Tage übergab in Gegenwart der gesamten Beamten im Direktorialbüro Geheimrat Kersten die Leitung der Theresien-Hütte dem Bergassessor Werner Spalbing. Schon am Nachmittag vorher hatte Werner sein großes Gepäck vom Bahnhofe nach der neuen Dienstwohnung kommen lassen, und gegen Abend, nachdem er beim Geheimrat Kersten zu Mittag gegessen und dort den Vertrag mit Fräulein Dorothea Buchwald unterschrieben hatte, bezog er schon die Dienstwohnung, in der er zum ersten Male schlief. Am nächsten Morgen kamen zwei Wagenpferde und ein Reitpferd, zur Verfügung Werners, ebenso ein Kutscher und ein Stallbursche, die sofort ihren Dienst antraten.

Unmittelbar nach der Uebergabe stürzte sich Werner mit Fröhlichkeit in die Arbeit. Erst mußte er sich die nötige Uebersicht verschaffen über Produktionsweise, Beschaffung des Rohmaterials, Löhne, Ausbeute des Walzwerks, Verdienst, Absatzquellen. Das nahm ihn tagelang in Anspruch, obgleich ihm Inspektor Lenze jeden Augenblick zur Verfügung stand. Auch der Geheimrat wurde telephonisch mehrfach von Werner in Anspruch genommen, kam auch zweimal im Laufe der nächsten Woche nach Theresien-Hütte, um alle gewünschte Auskunft zu geben.

Nach acht Tagen saß Werner vollständig im Sattel und war in der Theresien-Hütte ebenso zu Hause, als hätte er hier jahrelang gewirkt. Er wußte in dem Walzwerk und auf dem Hofe ebenso Bescheid wie in den Büros und in den Dokumenten der Registratur. Unterstützt von einem vortrefflichen Gedächtnis, konnte er persönlich nicht nur sämtliche Beamte, sondern auch einen großen Teil der Vorarbeiter, die natürlich den neuen Chef mit gespanntester Aufmerksamkeit beobachteten; hing doch für lange Jahre ihr Wohl und Wehe wahrscheinlich von diesem Manne ab. Nach acht Tagen waren die Beamten mit ihrem Urteil über den neuen Chef fertig und gaben dieses Urteil mit großer Befriedigung ab. Sie hatten einen tüchtigen Fachmann vor sich, der es gleichzeitig verstand, mit Menschen umzugehen, der Energie mit Liebenswürdigkeit verband, nicht eigensinnig war, jede Entgegnung ruhig und wohlwollend anhörte und sich sofort überzeugen ließ, wenn man ihm nachwies, daß seine Ansicht ganz oder in einzelnen Punkten der Korrektur bedürfe. Kurzum, es war ein Mann, der viel, außerordentlich viel vom Fach verstand, außerdem aber Wohlwollen und Gerechtigkeit jedermann entgegenbrachte, der mit ihm zu tun hatte. Auch die Lieferanten und Geschäftsleute, die nach dem Walzwerk kamen, gewannen diesen günstigen Eindruck: „geschäftlich scharf, aber liebenswürdig“, sagten sie, „vormachen kann man ihm nichts, aber es ist mit ihm gut auszukommen.“

(Fortsetzung folgt.)

Kinobrot.

Berliner Studie.

Von Max Kreßer.

Jeder neue Beruf bringt neue Fachausdrücke, und so ist es erklärlich, wenn der Kinoshauspieler seine Gage „Kinobrot“ nennt, womit derjenige, der diese Bezeichnung zum ersten Male, wohl mit bitterem Galgenhumor, fallen ließ, sicher nur an das „tägliche Brot“ gedacht hat, ohne das selbst der bestausgelegte Schelm keine Lust verspürt, dem „Theater der Schwerhörigen“ wie ich das Lichtspiel genannt habe, mit Hingebung zu dienen. Denn der Filmschauspieler ist, gleich Hamlet, ein „armer Mann“, und wenn das liebe Publikum ihn im hellen Tageslicht der blendenden Leinwand tragieren und farnieren sieht, dann hat es meistens keine Ahnung von den schweren seelischen und körperlichen Nöten, die er zu durchkosten hatte, bevor es ihm gnädig gestattet wurde, sein, ach, so oft verkanntes Bühnentalent nicht etwa leuchten, sondern „filmen“ zu lassen, wie der technische Ausdruck neuerdings lautet. Und hat dieses liebe Publikum gerade noch die märchenhaft hohen Gagen der augenblicklich herrschenden Kinogrößen, die gewöhnlich eine Null zu viel zeigen, im Gedächtnis, dann ist es um so eher geneigt, das Klimmern da vorne, das soeben ein halbes Duzend solcher Brillanten auf der Kleidung des beweglichen Komikers aufblitzen läßt, für echt zu halten und ihm als königliches Spielhonorar in die Tasche zu zaubern. Ach, könnte es den Spahmacher im Grad, der so andauernd Lachsalven hervorlockt, nur einmal im grauen Tageslicht in der „Bismarckbörse“ sehen, wie er, mit Tragödenernst, zwischen den Stühlen und Tischen seinen Pöbelgang macht, um die Aufmerksamkeit des werbenden Regisseurs zu erregen, dann würde die Lachträne sich vielleicht bald zum Ausdruck stillen Mitleids verwandeln.

Inmitten der glänzenden Friedrichsraat, dort, wo fast an jedem Hause die schreienden Firmen der Filmfabrikanten und Filmverleiher doppelt und dreifach sich gegenseitig das Leben schwer machen, liegt das Café, das nachmittags zwischen fünf und neun Uhr zum Sammelplatz aller berater wird, die „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“, auf die Parole der entgeisterten Theaterkunst schwören: „Das Wort ist tot, es lebe die Geste!“ Einmal galt das Wort als das Pulver des Dichters, da aber, wie münchlich bekannt, auf vielen unserer Bühnen dieses Pulver schon seit Jahren unnütz verschossen wird, so mußte naturgemäß eine Reaktion eintreten, die sich auch dann in dem sogenannten Kino entzündete; ob gesund, oder ungesund, das mag die Zukunft lehren. Ein junger Geißvorn von Dichter, der vorläufig mehr redet als bildet, hat in sehr zornigen Ausdrücken dem Kino den Todesstoß zu verlesen gesucht mit der Phrase vom „erdrosselten Wort“. Ach, du lieber Himmel, — wie gern wünschten wir, daß es solcher hezeiten und an richtiger Stelle „erdrosselten Worte“ unzählige gäbe, bevor sie in der modernen Theaterei unser aufschrechendes Ohr enttäuschten und beleidigten! Die Ohren sind die Almosenempfänger des Geistes“, sagt Deibel in diesem Zusammenhang, denn nichts kann höher erheben und nichts kann tiefer erniedrigen, als das ausgesprochene Wort; nichts aber auch kann zerlegender wirken, als das vor hundert Ohren fallende un s ch ö n e Wort, dem für empfängliche Gemüter durch dieses Privilegium der Deffentlichkeit jeder Anstoß genommen werden soll. Wenn ich die Wahl habe zwischen einem dummen Zeug schwabenden Portaster (mag sein Organ auch noch so herrlich klingen) und einer mit den Augen Sprechenden, sonst stummen Schönheit, so erlaue ich mich am Anblick dieser und jage jenen zu allen Teufeln.

Es ist sechs Uhr, ein neuer Thespistarrten hat sich draußen gerade entleert, und sein Strom trägt mich mitten hinein in den großen überfüllten Raum, in dem die Köpfe von Männern, Frauen und Kindern von einem grau-blauen Dunstschleier fast ungenossen sind, so daß sie wie in einem Lustmeer zu wogen scheinen. Das elektrische Licht gleißt über kahle Schädel und buntbesetzte und bewimpelte Damenhüte, während durch die großen, unverhüllten Spiegelscheiben das Straßenleben seinen hübschen Schimmer sendet. Obwohl ich bereits zum dritten Male hier bin, muß ich mich wieder zu orientieren versuchen, denn diese glatt-rasierten und diese ovalen Mädchengesichter mit dem Duseausdruck um den verzogenen Mund sehen sich alle ähnlich, sobald man sie in Massen sieht. Erst allmählich heben sich die Charakterköpfe ab, denen aber Sorge und Enttäuschung den Stempel früher Barmherzigkeit aufgedrückt haben. Talia, die ewig Blühende, lockte den Jüngling mit ihrem Mufengefang; sie blieb jung und Herrscherin, er aber diente ihr getreulich als Knecht, wurde alt und grau dabei, ohne von ihr erhört zu werden, und verließ schmöde ihren Provinziestempel, bisweil Berlin zum Zentrum einer neuen „Kunstbranche“ wurde. Denn „am Film hängt, zum Filme drängt doch alles.“ Frei nach Goethe. Draußen werden die Großen und die Ganzgroßen unter Schmeichelworten von den Filmdirektoren gekapert; hier sitzen die Kleinen und Verklümmerten, die Außenleiter, und warten geduldig, bis der vielvermögende Filmregisseur sich ihrer erinnert. Jene erhalten fürstliche Wagen, diese hier ihr „Kinobrot“, pro Aufnahmetag von sechs Mark an! Und doch dieses Gedränge, dieses Reihen um den ersten Platz, auf dem man eines Tages „entdeckt“ werden könnte, um als Filmstar in riesengroßen Buchstaben auf dem Plakat zu prangen. Zwar äußert es niemand laut, aber selbst der Barmherzigste hegt diese Hoffnung still im Weien. Und nun erst das junge Volk, die Werbenden, die Rosenrotten! Das Ewigweibliche voran. Da sitzen zwei uralte Krabben im Alter von 14 und 16 Jahren und passen ihre Zigarettchen mit unbestreitbarem Talent. Einfach und schid gekleidet, mit gut bürgerlichem Anstrich. Haarriemen über den Ohren, das Milge Modehütchen fed aus dem Gesicht gerückt. Man könnte sie für Schülerinnen halten, wenn nicht schon der leichte Firnis der Frühreise auf ihren glatten Wangen läge. Ihr Blick ist überlegen, sorglos-männlich, und als am Rebentisch, aus eines Matriasierten Mund die Frage kommt: „Na, Lotte, hast wohl Arbeit bekommen? Du bist ja so vergnügt“, ertönt es von der jüngeren witzig zurück: „Morgen in Neu-Filmersdorf, Lene und ich zusammen, das gibt wider 'ne Sache ohne Ende. Hast Du noch Zigarettchen?“ „Neu-Filmersdorf“ ist eine Scherzbezeichnung für Neu-Babelsberg, weil sich dort große Filmateliers befinden. Gleich den Kritiken spricht man hier nur von „Arbeiten“, wie überhaupt alles solide und anständig zugeht. Es ist bekannt, daß sich gerade die Artisten, die überwiegend an jedem Abend den Tod vor Augen haben, durch ein tadelloses Familienleben auszeichnen, und unwürdige Elemente von sich abschütteln. Die Gefahr schließt zusammen, und die Aufregungen des Berufes suchen nach einem Ausgleich im stillen Winkel. Und diese hier betrachten sich alle als halbe Artisten, was wohl mit dem neugeschaffenen Beruf zusammenhängt, der an Stelle des Wortes das Jonglieren mit Ausdruck und Bewegung verlangt. Nur der Glanz des gutsituierten Artistentums fehlt, die teuren Toiletten der Damen, die auffallenden Brillantringe an derben und an harten Fingern, womit schon äußerlich die hohen Wagen angedeutet werden. Selten ein Bräutchen mit Kleidungsanwand, selten jemand, dem man es schon seiner Aufmachung nach ansehe, daß er sich nach

hier verirrt habe. Denn alle nehmen diesen Weg des Müffens. Es ist sozusagen das Artistentum des vierten Standes, kein sozial gemeint, denn ich sehe es vielen an, daß sie von unbekannteren Höhen kommen, nur beschwert mit dem Gepäck der Enttäuschung. Charakterspieler, erste und zweite Liebhaber, Helden, Väter und Mütter, komische Alten, sentimentale Liebhaberinnen, erste Kräfte, Chargen und Statisten, oder das „große Gezumpfe“ und das „kleine Gezumpfe“, wie die Filmsprache Solisten und Comparseur von einander trennt, — sie alle lassen sich hier friedlich in denselben großen Kunsttopf werfen, aus dem sie später, hübsch sortiert, in die diversen „Kientöpfe“ wandern. Es gehört für den Mimen viel Entschagung dazu, plötzlich als Unbekannter zu Lichtspielen, nachdem sein ganzes Leben dahin gegangen war, sich einen Namen zu schaffen, ob in Dingsda mit 1400 Einwohner oder in Berlin mit zwei Millionen. Er war immerhin ein Mensch mit Namen, wenn vielleicht auch nur auf dem Theatersettel. Das Kino aber raubt ihm diesen Namen (abgesehen von den „Größen“), macht ihn einfach zum toten Mann, und das ist das Tragische im Leben eines Filmschauspielers, wogegen sich die Filmisten mit aller Macht wehren sollten, denn es ist geradezu unmöglich, auf einem Kinostettel die Personen ohne Nennung der Agierenden anzuführen. Wen interessiert es zu lesen: „Fabrikant Meyer“, wenn er nicht zugleich den Verförerer dieses uns ganz gleichgültigen Herrn Meyer kennen lernt. Das eben ist die Verbindung zwischen Theater und Publikum: daß ein bekannter Mensch als ein anderer zu uns sprechen, im Kinobrauch zu uns „mimen“ soll im Sinne der Gebärdenspiele der alten Römer. Das Bewußtsein, nicht bloß als „Sache“ vorgeführt zu werden, erweckt den Ehrgeiz und läßt die Ziele wachsen. Möglich, daß sich anfangs mancher Kinobastler selbst sträubte, in einem blutigen Kolportage- oder in einem Hanswurstdensfilm genannt zu werden, und daß dadurch der allgemeine Namentod zur Gewohnheit wurde, — so gut aber der Jekusclown und der „dritte Mörder“ in Machtet seinen Namen (selbst auf der Schmiere) zu Marke trägt, ebensogut könnte es auch der Filmist von seines Gnaden tun. Man wähle dann doch wenigstens, wer der Attentäter war.

Am Eingang sieht es wie ein Auflauf aus. Soeben hat ein Filmregisseur das Lokal betreten, und ein Duzend Kinoschauspieler umringt ihn, um sich bemerkbar zu machen. Als kleines Gefolge ziehen sie hinter ihm her, dem äußersten Ende des Cafés zu, wo die Abschlüsse stattfinden. Ein langer, etwas dünner Mime löst sich von der Gruppe los und stolziert, das Monokel läßt eingelassen, in nachlässiger Haltung durch die Reihen. Ich fahre auf. Wie? Giampietro wieder auferstanden? Sucht er noch als Geist nach einer „Metropolmaske“? Die fabelhafte Ähnlichkeit dieses Doppelgängers frappiert mich, allerdings eines Doppelgängers, der mehr nach dem Kinobrot als nach Lustern (wie einst Giampietro) auslugt. Eine Fallstaffi-Figur hemmt seinen Lauf. „Na, wie geht's?“ fragt er mit Gönnermiene. „Man stümmer ich so durch“, antwortet der Dide und drückt ihn mit seinem Bauch ganz lieblos gegen den Marmorflisch. Denn fürchterlich ist schon die Enge, weil der Thespistarren draußen immer neue Zufuhr bringt. Alles schwopt, raucht und begrüßt sich von Tisch zu Tisch. Die Kunstverwandtschaft ist im schönsten Gange.

Ich durchschreite das Lokal und erhasche im Fluge verschiedene Typen, die mich mehr an einen Frieurladen als an die Herberge der Kinola (so habe ich die Muse des Kinos getauft) erinnern. Einer mit verpöchtigt vor die Ohren gestrichenem Schmalzhaar fällt mir besonders auf. Es sitzen auch Weiber herum, die man nicht recht rubrizieren kann. Ein echter Kinoschauspieler flakt mich auf. Also „Schmeißliegen“, die sich auf wehrloses Fleisch setzen, um freigewerblich mitzulaugen! Das ist der Kummer der anständigen Filmisten: daß sich allerlei fremde Elemente in ihre Gilde einschmuggeln und leider auch bei so manchem Kinoregisseur Gehör finden. Denn das Kinobrot unterseibet sich von dem gebadeten dadurch, daß es sehr im Preise schwankt; und beim Gefilmtwerden braucht man nicht zu reben, sondern manchmal nur die Hände zu erheben. Armer Romeo vom Posttheater zu Kleinschwägingen, der du deine Schritte nach der großen Kinostadt gelenkt hast in der phantastischen Vorstellung, dich mit einer Riesengage von sechs Millionen Sehnsüchtigen als zweiter Darry Walden bewundert zu sehen, wie werden deine Hoffnungen von diesen Buschleppern hier an die Wand gedrückt!

Nicht weit von ihm, im äußersten Winkel, hockt einsam eine verhärtet aussehende Schöne, ebenfalls „besseres Theater“. Ihre feinen Züge interessieren mich, denn ich muß an eine Stilleidende in irgend einem Stück von Ibsen denken. Ich beobachte, wie die dünnen Finger verstoßen in die Handtasche greifen und eine Regemmel dem Munde zuführen. Dann tritt einer der Filmregisseure, dessen Gesicht mich an Emil Thomas erinnert, auf die Bessere zu und entfaltet besondere Höflichkeit. Ich höre, wie er mit der Dame verhandelt, sehe, wie ihre Wangen sich röten und ihre Augen aufsteigenden Glanz bekommen. Eine kleine Vorbesprechung erst. Dagegen kommt's mit dem Romeo schon zum Abschluß. Die freudige Aufnahme unterdrückend, unterzeichnet er im Stehen den Aufnahmechein. Ich höre so etwas wie „wanzig Mark“, bevorzugte Taxe. Der Kinolauf kann beginnen! Aller Aufmerksamkeit wendet sich dem Auserwählten zu, dem das Blut wieder durch die Adern rinnt. Zwei verklärte Ma Nissens treten sofort auf ihn zu und gratulieren ihm. Der hübsche Junge gefällt und

imponiert ihnen, das sehe ich. Und gleich sitzen sie bei ihm, und er reicht ihnen seine Zigarettenboxe. Ich entleere der beiden, nach verdorbenen Resten riechenden Luft hier hinten und belege mich wieder noch vorn in die reinere Region. Das Café hat sich auffallend gelichtet. Als die Uhr auf neun geht, ist es fast leer. Schon erscheinen die ersten Musiker, und schon wird der Flügel auf dem Podium aufgeschlagen.

Sobald werden die Geigen erklingen und dann wird ein anderes Publikum hier austauschen, bis tief in die Nacht und in den Morgen hinein. Und es wird kein Gedanke an das trockene Kinobrot wach werden, sondern vielleicht nur der Gedanke an das fetze Brot der Sünde.

Aus Roosevelts brasilianischem Tagebuch.

Im Daily Telegraph wird die Veröffentlichung des brasilianischen Reisetagebuches von Theodore Roosevelt fortgesetzt: der Ex-Präsident berichtet dabei über einige interessante Beobachtungen aus der Tierwelt. Die größte Ueberraschung brachte ihm das Gürteltier als Schnellläufer. „Ich hatte immer angenommen, daß die Gürteltiere, die Armadillos, sich nur gemächlich über den Boden hinschieben und sich zur Verteidigung aufrichten, wenn sie bedroht werden.“ Bei einem Ritze stieß Roosevelt mit seiner Meute auf zwei Gürteltiere, die sich auf einer großen Pflanzung ergötzen. Sofort brachen die Hunde los, und mit Stämmen sah Roosevelt nun die Gürteltiere davonspringen oder eigentlich davonlaufen, denn ihre Geschwindigkeit stand kaum hinter der eines Hasen zurück. Das eine der Gürteltiere erreichte das schützende Dickicht, ohne daß die Hunde es einholen konnten. Das zweite hatte eine Nüchternheit eingeschlagen, die einen längeren Lauf erforderte. Die Hunde jagten kläffend hinterdrein, aber es war kein Zweifel, daß auch dieser Armadillo den schützenden Urwald erreicht hätte, wenn nicht plötzlich etwas Unerwartetes eingetreten wäre. Mitten im Laufe hielt das Tier inne, drehte sich um und schoß nun wie eine Kugel wieder zurück: mitten durch die Meute. Keiner der Hunde vermochte dem Gürteltier dabei etwas anzuhängen; die Schnelligkeit des Laufes und die Panzerung genigten als Schutz. Einige Sekunden später war der Armadillo sicher im dornigen Gestrüpp verschwunden.

Der Held eines anderen Intermezzo war ein junger etwa 1½ Meter langer Kaiman. Roosevelt war an den Rand eines Sümpfes gegangen, um etwas Wasser zu schöpfen, als er plötzlich irgend etwas hatte ihn aus unmittelbarer Nähe angeblöft. Es war der Kaiman. Roosevelt beachtete das Amphibium nicht, aber als darauf die Biede zur Tränke geführt wurden, bedrohte der Kaiman sie und brachte sie zum Scheitern. Roosevelt, sein Sohn Kermit und Oberst Rendon eilten herbei, um die merkwürdige Szene zu beobachten. Der Kaiman lag auf der Wasseroberfläche, kaum ein paar Fuß von den Zuschauern entfernt. Man warf Schlammstücke gegen ihn, worauf das Tier drohend das Maul öffnete und in kurzen Zügen ruckweise angriff. Man warf ihm Stöcke zu: sie wurden ergriffen und mit einem Biß zerbrochen. Es war unmöglich, den Kaiman zu verschonen. Diese Fähigkeit überraschte die Beobachter nicht wenig, aber alle Bemühungen, das Tier von seinem Plage zu verdrängen, blieben auch weiterhin fruchtlos. Bald darauf erlebte man an einem zweiten Sümpfel eine ähnliche Szene: ein Kaiman gab alle Zeichen höchsten Zornes, als Menschen sich dem Sümpfel näherten. Er brüllte oder blökte, öffnete die Kiemen und schlug mit dem Schwanz, wach aber nicht. Das Sonderbare dabei ist, daß die Kaimane nicht ein einziges Mal auch nur die Hunde angriffen oder belästigten, geschweige denn die Reiter. In den Gewässern scheinen sie sich von den Biranhas zu nähren, jenen blutigeren kleinen Fische, die Roosevelt Kannibalenfische nannte. Aber wenn ein Kaiman verwundet ist, sind schnell die Rollen vertauscht. Dann fallen die kleinen Fische sofort wie wütend über ihren Feind her und zerreißen ihn im Laufe von wenigen Minuten. Roosevelt mußte sogar beobachten, wie ein durch einen Schuß verwundeter Kaiman von 2 Meter Länge von den Biranhas überfallen und so gepöbeln wurde, daß er aus dem Wasser flüchtete und seinen menschlichen Verfolgern entgegentief. Erst greifen die Biranhas die Wunde an, dann aber übermannt sie beim Versuch des Blutes die Eier, sie beißen sich in allen Weichteilen fest, und ihre spitzen Zähne bohren sich ins Fleisch. Solange aber ein Kaiman nicht verwundet ist, wird er von den Biranhas respektiert und niemals angegriffen.

Vermishtes.

kos. Wildschlächterei in Südwestafrika. Ein weidgerechter Jäger klagte kürzlich in einer Zuschrift an die Zeitung „Südwest“ über Wildverwüstung durch die Büren. „Zwischen Gochas und Arachob, wo dank einer weisen Selbstbeschränkung der Truppe beim Abschuss sich das Hochwild (Gemsböck, Parieboest und Wildbeest) wieder stark vermehrt hat, jagen Büren aus der Malahöher Gegend mit einem Jagdschein des Bezirksamtes Gibeon. Sie hatten vor wenigen Monaten schon über 120 Gemsböcke gemordet! Mitbin werden sie jetzt wohl die Zahl 300 vollgemacht oder überschritten haben! Ist das nicht geradezu schrecklich oder empörend?

Es hat den Anschein, als ob auch hier — trotzdem so viel vom Schonen und Erhalten unseres Wildstandes geredet und geschrieben wird — gerade Büren, denen der Begriff des Wildschutzes fremd zu sein scheint, wie in anderen Teilen Südafrikas das Wild schließlich doch noch vernichtet werden. Im vorigen Jahre passierten Büren, aus dem Süden des Schutzgebietes kommend, die Kalahari. Sie wollten über Nietfontein-Ost ins Englische, um sich dort anzusiedeln. Im Vorbeigehen stießen diese Kerle Großwild, hauptsächlich Strauße. Einer schoß nach seiner eigenen Aufjage allein 73 der schönen Nieseudgell! Im gleichen Jahre zog ein Farmer mit Joge und Schreibe sieben Gemsböcke auf Karre an einer Truppenstation vorbei. Wo, fragt man sich, sängt denn nun eigentlich das in der Verordnung besonders hoch besteuerte „gewerbmäßige“ Jagen an, wenn eine solche Jagdbeute mit 20 verwerflicher Jagd nichts zu tun hat? Eines ist jedenfalls gewiß, daß eine derartige wilde Schieberei selbst der Wildbestand der Kalahari nicht aushalten kann. Warum beschränkt man nicht nach englischem (und jetzt ostafrikanischem) Muster die Anzahl der Stücke Hochwildes, die man auf einen Jahresjagdschein schießen darf? Das wäre meiner Ansicht nach das einzige Mittel, um der völligen Vernichtung des Wildstandes im Schutzgebiete vorzubeugen.“ Das allerbeste Mittel, die Vernichtung des Wildstandes in den Kolonien zu verhindern, ist die Errichtung von großen Naturschutzparken. Sobald das Zustandekommen des süddeutschen Naturschutzparkes gesichert ist, wird, so hoffen wir, der Verein Naturschutzpark e. V. in Stuttgart seine Aufmerksamkeit auch den deutschen Kolonien zuwenden.

Sprache des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

* Nachtigall und Krähe. (Eine Fabel von der deutschen Sprache.) Es war einmal eine Nachtigall, die wuchs in einem Walde auf, wo viele Vögel sangen. Erst zwitscherte sie ihnen nach, dann aber sang sie nach ihrer Weise. Ihr Gesang war so schön, daß kein anderer Vogel ihren Wohlklang erreichen konnte, und daß die Menschen kamen, um ihren Tönen zu lauschen. Da floh auch die neidische Krähe herbei. Es äraerte sie, daß die Nachtigall an Schönheit der Stimme und an Ruf unter allen Vögeln so zunahm. Sie sprach zu ihr: „Wie schön singst du! Aber dein Gesang läßt sich noch verbessern! Komm, und singe wie ich, dann werden noch mehr Leute zu dir kommen, auf dich achten und dich mit Lederbissen füttern, daß du herrlich und in Freuden leben kannst.“ Da ließ sich die gutmütige Nachtigall überlisten und sang der Krähe nach. In ihren schönen Gesang mischten sich näselnde, krächzende, gurgelnde Laute, und sie fand das sogar schön. Aber die Menschen wagten traurig: „Was ist aus der Nachtigall geworden? Ist sie nicht wie eine Krähe? Wie schön und rein war früher ihr Gesang!“ — So ist es auch mit unserer Sprache. Verlich hat sie geklungen, als sie noch von reiner deutscher Art war. Aber wie ist jetzt ihre Schönheit zerflört, da sie die Töne der Fremdlinge nachahmt!

Teich (Köln).

Büchertisch.

— Die Schaubühne, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn enthält in der Nummer 19 ihres zehnten Jahrgangs: Realität. Von Käthe Tschendorf. — Von Reinhardt (Freiheit und Mirakel). Von S. J. — Rosa Bertens. Von Kurt Tschosky. — Leipziger Stadttheater. Von Herbert Ihering. — Vaterländische Mitornelle. Von Theobald Tiger. — Besuch in Verdun. Von Scholem Mijchem. — Antworten. — Mozart und Dösterreich. Von Bruno Stürmer. — Doctor honoris causa (Alfred Reuder). Von Stefan Markus. — Mänschen. Von Hans Harbeck. — Wiener Premieren. Von Alfred Polgar. — Vom alten Stamm. Von Peter Panter. — Aus der Praxis.

Die Schaubühne kostet: 40 Pfennig die Einzelnummer, 3,50 Mark vierteljährlich, 12 Mark jährlich. Probenummern gratis und franco durch alle Buchhandlungen und Postanstalten sowie durch den Verlag der Schaubühne, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Der Verlag ist auch bereit, neuen Interessenten auf Wunsch die Schaubühne einen Monat lang zur Probe gratis und franco zu liefern.

Ergänzungsrätsel.

A.. d.. e.. g.. n.. j.. .. ei.. ei..! D.. P.. ch .. r .. ü.. t..
S.. ei.. .. ch.. h.. au.. .. n.. i.. r.. n.. n.. .. ü.. t..;
D.. W.. l.. i.. t.. v.. l.. o.. m.. n.. ü.. e.. a.. l..
W.. .. e.. M.. .. ch.. n.. ch.. h.. .. t.. .. m.. .. m.. .. j.. .. n.. r.. .. a.. l..
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Stat-Aufgabe in voriger Nummer.

Abkürzungen: tr = Treff, p = Pique, c = Coeur, car = Carreau
trB = Treff-Bube, pA = Pique-As, cD = Coeur-Dame usw.

Vorhand erhielt: p9, p8, p7, c9, c7, carK, carD, car9, car8,
car7, im Stat liegen pA und carZ; hinterhand hat den Rest. —
Spielgang: 1. V. carK W. pB S. carA = 17.

2. W. trA S. trD R. c9 = 14.

3. W. trZ S. trK R. c9 = 14.

Nunmehr hat Mittelhand mit den 21 Augen, welche im Stat liegen, das Spiel gewonnen.